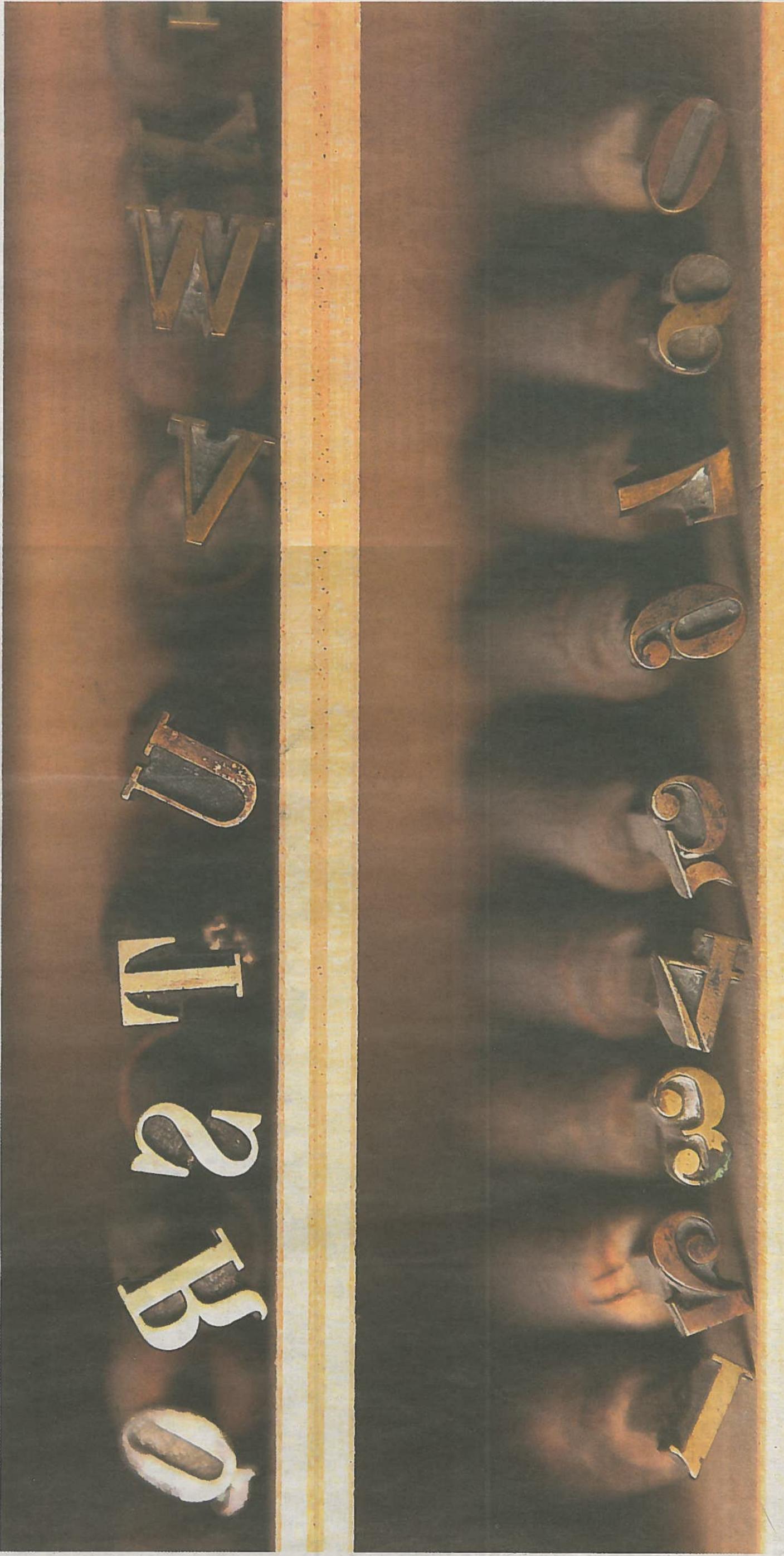


Literatur

FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG / SAMSTAG, 7. MÄRZ 2015



Aus der Werkstatt der Buchbinderei: Prägestempel zur Beschriftung von Einbänden

Etwas wissen zu wollen, bedeutet lange, auf Bücher, auf Autoritäten und die Kenntnis von Suchtechniken angewiesen zu sein. Ohne einen Gang in Bibliotheken, ohne Findigkeit im Benutzung von Registern, das Gefühl für die Reputation von Auskunftsquellen, war selbst elementares Wissen oft nur schwer verlässlich zu erlangen.

Wer hingegen heute herausfinden will, was die Theologie zum Begriff „Allwissenheit Gottes“ dachte oder worin die Physik eines schalltoten Raumes besteht – was man sich eben so fragt –, hat zunächst wenig Zugangsprobleme. Wikipedia als universeller Wissensaschenrechner vermittelt exemplarisch den Eindruck, man könne alles Wissen genauso aktualisierbar auf dem Endgerät mit sich führen wie Begegnungen und andere Orientierung. Die Verbindung des Wissens mit zeit- aufwendigen Suchbewegungen, die ihm gelten, hat sich dementsprechend geklärt. Eine Studie der British Library fand heraus, dass Studenten im Schnitt vier Minuten in einem E-Book, acht Minuten in einem E-Journal verweilen und sechzig Prozent von ihnen nicht mehr als drei Seiten eines aufgerufenen Artikels anschauen.

Technisierung verkürzt also Wege und damit die Erfahrung von Schwierigkeiten. In dem Maße aber, in dem gerade Bildung die Überwindung und das Bewusstsein von Schwierigkeiten voraussetzt, verändert Technik Bildungsprozesse.

In einer ähnlichen Situation befand sich die europäische Bildungswelt schon einmal. Nur waren es damals gerade die Bücher, die im Verdacht standen, als Technologie Erfahrung zu verkürzen. „Ich hasse die Bücher“, hieß es im folgenreichsten Buch des pädagogischen Jahrhunderts, Rousseaus „Emile“, „sie lehren uns nur von demjenigen reden, was man nicht weiß.“ Das propagierte 1762 die Abwendung von Latein und Stuhlegelehrsamkeit, spielte die Sachen gegen die Worte, die sinnliche Anschauung gegen die Zeichen und das Selbstdenken gegen das Hinnnehmen aus. „Kein anderes Buch als die Welt; kein anderer Unterricht als die Thatsachen! Das Kind, welches liest, denkt nicht.“

Es ist sinnvoll, sich an diese älteren Motive der Diskussion über Bildung und Lernen zu erinnern, um einen klareren Begriff von den heutigen Medienumbräuchen zu bekommen. Das betrifft auch die Lage des Buches. Überall wird geunkt, sie sei schwierig. Wird das damit begründet, es werde immer weniger gelesen, sind nicht E-Mails und Facebook-Mitteilungen gemeint, sondern es geht um Gedrucktes. Man unterscheidet Lesen von Scannen, der überliegenden Kennzeichnung, die als Normalverhalten längst auch im Zentrum der Geisteswissenschaften angekommen ist. An die Stelle von Büchern treten folgerichtig Aufsätze, an die von Aufsätzen „Abstracts“, also Zusammenfassungen, von denen es wiederum Zusammenfassungen gibt. Das Bedürfnis nach abgekürzter Kommunikation ist verbreitet.

Der in Zürich lehrende Wissenschaftshistoriker Michael Hagner hat eine gedankliche Abhandlung zur Lage des Buches geschrieben, der man entnehmen kann, wie wenig wir eigentlich über das Buch und andere Leseformate wissen. Das Verlagswesen, so neulich auch Caspar Hirsch und Carlos Spörhase in einem „Merkur“-Aufsatz (Heft 7/88, Januar 2015) über die Krise der geisteswissenschaftlichen Monographie, sei ungefähr so transparent wie Druckerschwärze. Elementare Fragen zum Buchmarkt sind nicht untersucht. Warum erlebt er sich in einer Krise ausgegerechnet in dem Moment, in dem die Babyboomer kaufkräftig und die Hochschulen überfüllt sind? Wie viele Bücher entstehen nun, weil sie staatlich über Druckkostenzuschüsse subventioniert werden? Warum lassen sich staatliche Bibliotheken von vermehrigen Konzernen im Bereich naturwissenschaftlichen Publizierens, die Umsetzungen von beinahe vierzig Prozent erzielen, ausplündern? Und da wir zu allem nur ganz wenige belastbare Studien haben: Was machen eigentlich gerade die Medienschaffende?

Im Zentrum von Hagners Buch steht das geisteswissenschaftliche Publizieren. Das klingt speziell, umfasst aber neben wissenschaftlichen Monographien auch das dem allgemeinen Publikum zugewandte historische, philosophische oder ästhetische Sachbuch. Hat es als Buch eine Zukunft, oder wird es durch eine digitale Publikationsformen abgelöst?

Klugerweise konzentriert sich Hagner bei der Beantwortung auf die praktischen Eigenschaften von Büchern. Für das ideologische Gerede vom Ende des Buches und vom Zerfall der Bildung durch das Netz hat er nur den Spott dessen, der die „Standardsituationen der Zukunftsepophorie“ wie der Kulturredit kennt, in denen Zeitdiagnostiker zitternd vor Erregung und auf Epochenschwellen stehen. Ihre mittunter recht aggressiven Töne sind für Hagner Kampfgeräusche in Verteilungskonflikten um Aufmerksamkeit. Das Buch als Medium etwa attackiert besonders gern, wer keine schreibt. Viele Medientheorien verfolgen insofern normative Ziele. Wenn beispielweise behauptet wird, so Hagner, das Netz ermögliche endlich die Kommunikation von Autoren und Lesern, die das Buch und demokratischerweise unterbinde, so wird unterstellt, dass Autoren wie Leser per se an einem „unendlichen Plaudern“ (Thomas Heitche) interessiert sein sollten. Dass es zu den angenehmsten Merkmalen von Büchern gehört, eine Art der Kommunikation zugunsten einer anderen zu unterbrechen, nicht „fluide“ zu sein und nicht zu antworten, aber auch das Leseverhalten ihrer Nutzer nicht aufzuzeichnen, gefällt leicht aus dem Blick. Dass Firmen, die mit ihren Informationen über Leser Handel treiben, daran interessiert sind, dass jeder Text ein digitaler Text ist, liegt auf der Hand. Aber warum sollten sich Gesetzgebenden Gedanken mitteilen.

BELLETRISTIK

Jan Brandt entdeckt in Turin die Traurigkeit der Buchmessen (rezensiert von Jan Wiele), Klaus Modick sucht in Worpsswede verlorene Freunde (Sandra Kegel). **Seite 2**

Joann Sfar entfesselt Kriegsschrecken (Andreas Platthaus), Martin Suter Wirtschaftsmächte (Rose-Maria Gropp). **Seite 8**

Hercynus Orca“ des Italiener Stefano d’Arrigo galt als unübersetzbare Mosche Kahn kam (Hans Ulrich Gumbrecht). **Seite 9**

Grace Paley’s erlesene New Yorker Frauen (Verena Lueker) treffen Arthur Millers lautstarke Männer (Wolfgang Schneider). **Seite 10**

Michael Wildenhain schaut in die Spiegel deutscher Geschichte (Tilmann Spreckelsen), Lilian Loke in die Abgründe der Frankfurter Hochfinanz (Martin Halter). **Seite 5**

Steffen Kopetzky zieht an den Hindukusch (Andreas Kilb), Albert Sánchez Piñol ins barocke Barcelona (Paul Ingendaay). **Seite 6**

Zur Lage des Buches

Oder anders gesagt: Was ist von der Forderung zu halten, Wissenschaftler müssten unbedingt „im Netz“ publizieren, damit es alle lesen können, wenn sie aus einer Sphäre kommt, in der nachweislich oft nicht einmal das gelese wurde, was zitiert wird? Etwa zwei Millionen Artikel erscheinen allein im Bereich der Natur- und Technikwissenschaften jährlich, und während die forschende Menschheit schreibt, kann sie nicht lesen. Doch die Ausläster verdauen immer, heißt es in der Wirtschaft, und die Ausrüster des Wissenschaftswachstums sind die Großverlage: Elsevier, Springer, Wiley beispielsweise. Hagner, der eine Geschichte der Wissenschaftsverlage skizziert, erzählt sie als die einer Industrie, die nicht auf einem Markt agiert, sondern ganz in der lobbyistischen Zone des Verhandelns mit staatlichen Akteuren. Darum ist es auch die Geschichte einer wissenschaftspolitischen wie universitären Komplizenschaft. Ein Beispiel: Je mehr Aufsätze er-

Die Jugend liest nicht mehr, alle sind nur noch im Internet, und alles, was wir wissen müssen, steht bei Wikipedia:

Michael Hagner hat eine Streitschrift über die Zukunft des Lesens im Zeitalter seiner Technologisierung geschrieben. Die Universität und Schulen zu Bütteln solcher Geschäftsinnteressen machen, wenn der andersartige Nutzen des Gedruckten ebenso evident ist? Soll heißen: mediale Formate haben verwandte, aber nicht dieselben Funktionen. Blogs sind meist unredigiert, was man als Zugewinn an Freiheit oder als Verlust an Objektivierung deutet kann. Der einsame Autor zahlt gegenüber dem digital mit Kommentarfunktionen verbundenen den Preis geringer Arbeitsteilungschancen. Dafür lädt sich das kollektive Schreiben alle Probleme der Entstehungsfindung auf. Und der zum Buch aufgeblätterte Zeitschriftenaufsatz ist für Leser genauso eine Zeitverschwendug wie die zwanzig Aufsätze des Wissenschaftlers, von denen sich zeigt, dass sie alle denselben Gedanken mitteilen.

NEUE SACHBÜCHER

Pia M. Heidemreich sondiert das Mehrkörperproblem (Helmut Mayer), Brigitte Roßbeck porträtiert den Maler Franz Marc (Julia Voss). **Seite 17**

Jan Assmann deutet den Exodus neu (Johann Hinrich Claussen), John Gray lobt den Nihilismus (Thorsten Jantschek), Christian Gerhaher singt das Höhebild der Inhalte (Eleonore Büning). **Seite 18**

Charles King kennt Istanbul, als es noch jung war (Rainer Hermann). **Seite 19**

POLITISCHE BÜCHER
Die Akten zur westdeutschen Außenpolitik 1983/84 beleuchten die Anfänge der „Ära Kohl“ (Rolf Steininger). **Seite 20**

KINDER- UND JUGENDBÜCHER
Stefan Boonen sorgt für ein Findelkind (Eva-Maria Magel). **Seite 11**

Kirschtomatne Erde: Jennifer Daniel malt das All (Ulf von Rauchhaupt). **Seite 12**

scheinem, desto mehr wird bei der Prüfung, ob ein Forscher etwas taugt, Lektüre durch quantitative Messverfahren ersetzt. Wie oft wird er zitiert, wo wird er zitiert, wie viel publiziert er? Damit kann dann auch der fachlich komplett Ahnungslose die Bewerber in eine Rangfolge bringen. „Ich hasse die Bücher“, sagt insofern auch jede Drittmitteleuropäische, jede Berufungskommission, denn Bücher muss man lesen, um sie zu beurteilen. Dass sich auch zunehmend verschreiben, weil sie eben auch lieber wachsen als den Verstand beibehalten, sei angemerkt. Hagner sieht sie eher als Opfer.

„Ich hasse die Bücher“ hätte übrigens auch ein Motto der Bologna-Reform mit ihren verrückten Punktesystemen sein können, die den Studierenden alles honorierten, nur Primärlektüre nicht, für die dann bei vollgestopften Kursplänen folgerichtig selbst in Lektürefächern gar keine Zeit bleibt. Wer also klagt, die Jugend oder die Forscher läsen nicht mehr richtig, sollte vorher ein paar Minuten auf die Frauge verwenden, was günstige Voraussetzungen für richtige Lektüre wären.

So kann die als prekär empfundene Lage des Buches keinesfalls dem Internet allein zugerechnet werden. Wenn die Verkaufszahlen beim wissenschaftlichen Sachbuch zurückgegangen sind, mag das auch am Angebot liegen und nicht nur an veränderten Lese- oder Freizeitgewohnheiten. Die Wissenschaft verlangt den Forschern in den meisten Disziplinen Schreibweisen ab, die eine weite Verbreitung ihrer Texte nicht begünstigen. Und ein Tempo, das ausgereifte Darstellungen verhindert: „Every thought published“ könnte auf dem Grabstein vieler Forscher stehen. „Multiple Paradigmata“ (Niklas Luhmann) wiederum hat in vielen Fächern dafür gesorgt, dass das Publikum komplett segmentiert ist, es kaum mehr Bücher gibt, die alle meinen lesen zu sollen. Und wie viel Energie geht nicht anstatt in Monographien in Tagungsteilnahmen und Sammelbände, die „Packesel der Überforschung“ (Hagner)?

So ist zuletzt die Einheit aller Gefahrenquellen für das Buch bei Hagner die Ungeheuerlichkeit, das Bedürfnis im Zweifel lieber gleich als durchdracht unterricht zu werden, Antworten nur auf gestellte Fragen zu bekommen, sich leicht umentscheiden zu können, lieber kurz, oft, vorläufig und direkt als ausführlich, selten, witterungsfest und umwegreich zu kommunizieren.

Jeder dieser Gefahren entspricht ein nachvollziehbarer Wunsch. Seine Erfüllung findet er in anderen Formaten. Aber jeder strikten Verfolgung dieser Wünsche entgeht auch etwas. Bücher, resümier Hagner, sind im besten Fall etwas Ganzes, das sich entwickelt. Das unterscheidet sie von Informationen.

Michael Hagner:

„Zur Sache des Buches“.
Wallstein Verlag, Göttingen
2015. 280 S., geb., 17,90 €.

